

## Feuilleton.

### Schein und Sein.

Erzählung von Ferd. Kestling.

(Fortsetzung.)

Jetzt trat auch Arthur ein.

Wohl nahm er herzlichen Antheil an den frohen, den Vater und die Schwester betreffenden Nachrichten, indessen die rechte Freude wollte bei ihm nicht zum Durchbruch kommen.

Er war bei Frieda gewesen und auf die Frage des Vaters nach deren Befinden entgegnete er mit einem Seufzer:

„Sie weilt mehr und mehr dahin und ihr Zustand verschlimmert sich mit jedem Tage.“

Er setzte sich wehmütig an den Tisch und stützte das Haupt auf die Hände.

Ah, er hatte nur zu recht. Auf das Gemüth des armen Mädchens hatte in der letzten Zeit zu viel eingewirkt. Der Contrast zwischen bitterer Demuth und Reichthum, die plötzliche Rückkehr des todtgeglaubten Vaters und endlich die Verhaftung Alfreds, alles dies hatte ihr Herz so aufgeregt, daß es unter den heftigen Schicksalsschlägen fast gebrochen war. Hierzu bildete sich ein schweres Lungenleiden, welches trotz der sorgsamsten Pflege der Eltern, trotz der Bemühungen des Arztes schlimmer und schlimmer wurde.

Was half ihr nun der Comfort der neubezogenen Wohnung, was halfen ihr die Blumen? Ach, auf ihren bleichen Wangen blühten bereits die Rosen des Todes; sie wußte, daß ihre Tage gezählt waren, und verbarg sich ihren hoffnungslosen Zustand nicht.

Alfred saß täglich einige Stunden bei ihr, und diese Stunden waren noch ihre einzige Freude. Mit Sehnsucht verfolgte sie den Zeiger der Uhr; sie wußte, daß Alfred immer gegen sieben Uhr zu ihr kam, und zu dieser Zeit nahm sie alle ihre Kräfte zusammen, um so stark als möglich zu sein. Sie wagte dann nicht, eine Thräne sehen, einen Seufzer hören zu lassen, weil sie den Geliebten nicht betrüben wollte.

Auch heute trat Alfred um sieben Uhr ein.

Frieda lag wie gewöhnlich in einem weichen Lehnstuhle. Die dunkelrothen Flecken auf den bleichen Wangen stachen heute noch greller ab als sonst und die weißen, welken Hände hielten eine prachtvolle Rose, ihre Lieblingsblume.

Alfred reichte dem Vater und der Mutter die Hand, und dann trat er auf Frieda zu und sagte:

„Wie geht's Dir, meine liebe Frieda?“

„Wenn Du bei mir bist, lieber Alfred, dann geht mir's immer gut; aber in den langen, langen Nächten, die gar nicht enden wollen, o, da ist's oft recht traurig!“

„Habe nur Geduld, liebe Frieda,“ tröstete Alfred; „in wenig Monaten naht der Lenz, und in ihm wirst auch Du wieder gesunden und Dich wieder zur schönsten Blüthe entfalten.“

Sie schüttelte wehmütig das Haupt und entgegnete:

„Wie gern theilte ich Deine Hoffnungen! — Denn ich will es Dir nur gestehen, jetzt kommt mir das Leben recht schön und wünschenswerth vor. — Es wird mir wehe thun, von den lieben Eltern, von meinen Blumen und Blüthen scheiden zu müssen — aber mehr als dies Alles wird es mich schmerzen, von Dir getrennt zu sein. — Doch gerade, weil meine Seele Dein eigen ist, weil ich Dich so innig liebe, hege ich die feste Ueberzeugung, daß wir nur scheinbar getrennt werden. Wir werden uns jenseit des Grabes wiedersehen, und diese Hoffnung nimmt der Trennung das Bittere und Schmerzliche.“

„Frieda!“ bat Alfred, „ich bitte Dich, sprich nicht vom Sterben, Du brichst mir das Herz!“

Sie lächelte wehmütig, und ihm die Hand reichend, entgegnete sie:

„Nun, sei mir nicht böse, lieber Alfred. — Du hast recht, laß uns von etwas Anderem sprechen. — Wie befindet sich Frau von Elsfeld?“

„Sie soll ihrer Genesung entgegengehen, sagte mir das Kammermädchen; ich hätte sie längst einmal besucht, allein der Medicinalrath Billing meint, daß er ihr alle Aufregung fernhalten müsse, und daß gerade jetzt, wo sie der Reconalescenz entgegengeht, die größte Ruhe nöthig sei.“

„Ist sie wieder nach Barnau zurückgekehrt?“

„Nein, der Medicinalrath fand es für nöthig, sie vor einigen Monaten ganz in sein Haus zu nehmen, und dies soll sie erst nach vollständiger Genesung verlassen.“

„Die gute Frau von Elsfeld,“ entgegnete Frieda; „wie freue ich mich, daß sie wieder genesen wird.“

„Auch Du wirst es, liebe Frieda,“ sprach, ihre Hand erfassend, Alfred; „wir werden dann Frau von Elsfeld zusammen besuchen und in dem Parke pflücke ich Dir den schönsten Blumenstrauß.“

„Um ihn auf mein Grab zu legen,“ entgegnete wehmütig Frieda.

Alfred brach in Thränen aus.

Sie lehnte das bleiche Haupt an seine Schulter und sprach innig:

„Weine nicht, lieber Alfred, raube dem schwachen Mädchen nicht den Muth der Ergebung. — Welch ein räthselhafter Mensch bist Du doch,“ fuhr sie nach einer Pause fort. „Die schwersten Kämpfe mit dem Schicksal machen Dich nicht zittern, und bei dem Hinwinken eines unbedeutenden Mädchens erscheinst Du so muthlos.“

Sie hob das schöne, nur etwas umschleierte Auge zu ihm empor und sagte lächelnd:

„Und doch habe ich Dich um diese Muthlosigkeit um so lieber, denn sie zeigt mir, wie innig Du mich liebst.“

Sie senkte den Blick wieder nieder, und wie in stiller Selbstbetrachtung sprach sie, seine Hand erfassend:

„Was ist denn der Tod? — bist Du schon einmal recht müde gewesen und hast Dich innig nach Ruhe gesehnt — dann ist der Schlaf zu Dir getreten und hat diesen Wunsch erfüllt. — Sieh', solch' ein Schlummer ohne Träume, ohne ein schmerzliches Erwachen, ist der Tod.“

„Sterben — Schlafen! nichts weiter! und zu wissen, daß im Schlaf das Herzweh und die Stürme enden, Die unsers Lebens Erbtheil, ist ein Ziel Auf's Innigste zu wünschen!“

So sagt schon Dein Lieblingsdichter Shakespeare, und Gott sei Dank, ich habe mich nicht zu fürchten vor den Träumen, die nach dem Tode kommen werden.“

In diesem Augenblicke trat der Arzt ein. Frieda empfing ihn mit einem Lächeln und sprach, auf Alfred deutend:

„Lieber Doctor, trösten Sie doch diesen Menschen, vielleicht gelingt es Ihnen besser als mir.“

Sie unterhielt sich darauf mit dem Arzte, mit ihren Eltern und Alfred auf herzliche Weise.

Es war bereits spät, als der Arzt das Zimmer verließ. Alfred begleitete ihn nach herzlichem Abschiede von Eltern und Tochter, und knüpfte unterwegs ein Gespräch mit dem Arzte über Frieda's Zustand an.

Der Arzt verhehlte ihm nicht, daß Frieda den Keim des Todes in sich trage, und daß an eine Genesung bei ihr nicht zu denken sei.

„Ich fürchte,“ schloß er, „sie wird die Blumen und Blüthen des bald erwachenden Lenzes nicht begrüßen.“

Aus Alfred's Brust stieg ein tiefer Seufzer, als er entgegnete:

„O, wie öde, wie todt wird mir der Lenz sein, wenn der kalte Frost mir die schönste Blume vernichtet hat.“

Er mochte diese Worte wohl ziemlich laut gesprochen haben, so daß sie von dem hinter ihm gehenden Manne gehört worden waren, denn dieser sang mit leiser, wehmütiger Stimme:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,  
Daß man vom Liebsten, was man hat,  
Muss scheiden!“

Alfred wendete sich rasch um und erblickte bei dem magischen Scheine des inzwischen heraufgestiegenen Mondes den alten Wenzel. Wie oft hatte er schon den räthselhaften Alten gesucht, um ihm seinen Dank abzustatten, aber fast schien es, als wiche ihm dieser absichtlich aus, und so war denn Alfred erfreut, ihn heute zu sehen.

„Ah, mein lieber Herr Wenzel,“ rief er, ihm die Hand reichend, „endlich finde ich einmal die Gelegenheit, meinen und meines Vaters Ketter zu sehen!“

Er empfahl sich bei dem Arzte, schloß sich an den Alten an und wollte diesem für seine Hilfe in der Noth danken, doch Wenzel lehnte dies ab und sprach:

„Lassen Sie das, junger Freund! Ich that ja nur, was Menschenpflicht ist. Was ist's denn weiter, wenn ich einem Ertrinkenden die rettende Hand reiche und ihn an das Ufer ziehe.“

„Sie waren auch im Interesse meines Vaters bei dem Fürsten,“ fuhr Alfred fort, „und seit der Zeit ist nicht nur meines Vaters Hausarrest aufgehoben worden, sondern es scheint, als ob mein armer, verkannter Vater doch noch gerechtfertigt werden sollte.“

„Das wird er,“ entgegnete zuversichtlich Wenzel, „und ich freue mich, daß es mir vergönnt ist, einen kleinen Theil meiner Schuld gegen den wackeren Mann abzutragen.“

„Sie eine Schuld an meinen Vater?“ fragte verwundert Alfred. „Sagte doch mein Vater selbst, daß er Sie gar nicht kennt.“

„Desto besser kenne ich ihn,“ sagte wehmütig lächelnd Wenzel.

Sie waren inzwischen in die Vorstadt gelangt und standen an einer langen Mauer, in deren Mitte sich über einer hohen, weiten Pforte die Aufschrift befand:

Hier enden die Klagen,  
Hier endet das Leid,  
Hier reißt, was gesäet,  
Zur Ewigkeit!“

Es war der Kirchhof.

„Nun gute Nacht, Herr Steinau,“ sprach der Alte, „ich will da drinnen noch einen Besuch machen. — Es ist eine Gewohnheit von mir, die mir nachgerade zum Bedürfnis geworden ist, daß ich an mond hellen Abenden die stillen Hügel aufsuche, die meine Lieben tragen.“

Alfred seufzte. Er dachte daran, daß vielleicht auch er bald an einem Grabeshügel stehen müsse.

„Wenn ich nicht störe, Herr Wenzel, so möchte ich bitten, Sie begleiten zu dürfen,“ sagte er nach einer Pause.

„Wenn Ihnen der Eindruck, den der stille Todtengarten macht, nicht zu ernst ist, so kommen Sie.“

Er öffnete das eiserne, nur angelehnte Thor und Beide traten ein. Sie durchschritten die weiten Hügelreihen und gelangten endlich an eine mit rohen Steinen unfriedigte Ruhestätte, zwischen welchen sich trotz des Winters der Ephen hindurchrankte. Eine schlichte Holzbank stand daneben und auf dieser nahm der Alte und auf dessen Einladung auch Alfred Platz.

Hast Du, lieber Leser, einmal in einer hellen Mondnacht auf einem Friedhofe gesessen? Glaube nicht, daß es dort grauenhaft und schaurig ist. O, nein, ein tiefer Friede herrscht da, und durch die Zweige der Bäume rauscht es so geheimnißvoll, so traut, als ob der Wind den stillen Hügel erzählte, wie viel Leid und Weh, wie viel Noth und Elend, wie viel Kummer und Schmerz es auf der Erde giebt, und wie ruhig es dagegen in der stillen Todtenlammer ist.

Der magische Silberschein des Mondes kennt keinen Unterschied, er beleuchtet das Grab des Bettlers eben so hell, als das des Millionärs. Er weiß ja, daß das schlichte, ephenumrannte Holzkreuz im Tode denselben Werth hat, als das reiche Monument, und daß unter ersterem oft ein besserer Mensch schlummert, als unter letzterem. Hier kann man ohne Furcht weilen. Die Bewohner sind ja so friedlich. Ach, wenn man doch vor den Lebenden so viel Ruhe hätte, als vor den Todten!

Alfred betrat zum ersten Male bei Nacht den Friedhof; aber auch er fand, daß der Eindruck wohl ein wehmütiger, aber durchaus kein unheimlicher sei.

„Schlummern in diesem Grabe Ihre Lieben?“ fragte er Wenzel, indem er auf das breite vor ihm liegende Grab deutete.

„Ja,“ entgegnete Wenzel ernst. „Die Gattin und vier Kinder,“ und gleichsam in sich selbst versunken, fuhr er fort:

„Jede Liebe, die des Menschen Brust verklärt, ist göttlich. Aber spricht nicht von Euren Sinnesgluthen, von Euren Lüggefühlen! — Das höchste Heiligthum, welches das Herz auf Erden fassen kann, ist Mutterliebe! — Haben Sie die Sage von der todtten Mutter gehört, die alle ihre Kinder zu sich rief?“ fragte er Alfred.

Dieser schüttelte schweigend das Haupt; Wenzel aber begann:

„Sie lag in ihrem kalten, engen Bette bleich und ruhig. Die kleinen Waisen standen zu ihrem Haupte; sie lächelten freundlich und freuten sich der ungewohnten Blumenzier, unter welcher die Mutter schlummerte. In ihrer glücklichen Unwissenheit wechselten sie noch den tröstenden Schlaf mit dem, von welchem es kein Erwachen giebt. Sie ahnten nicht, daß diese Stunde ihnen das Heiligste, das Mutterherz geraubt hatte.“

Aber an der Leiche stand noch ein Leidender, gereift in der Schule des Unglücks; er wußte, was ein brechendes Auge bedeutet. Er kannte die Seelenfolter, an dem Sterbebette der Gattin zu stehen, mit dem eigenen Herzblute helfen zu wollen, und doch nicht helfen zu können.

Drei Monate deckte der grüne Rasen die Entschlafene. Still und ernst saß der Vater in seiner freudenlosen Wohnung und blickte mit einer Thräne in dem Auge seine vier mutterlosen Kinder an. Ach, sie lächelten nicht mehr so hold und traut als früher; sie glichen alten Leuten, denen der Sturm des Lebens das Herz verödet hat. — Der Mann nahm das Kleinste in seine Arme, liebteste es und fragte freundlich:

„Was fehlt Dir, mein Kind?“

Das Kind sah ihn mit umschleierten Augen an, und zusammenkrüchelnd, sprach es:

„Die Mutter war wieder bei uns und nahm uns auf ihre Arme; aber hui, sie ist jetzt so kalt, und mich friert, wenn sie mich berührt.“

Der Vater verstummte bei der letzten Antwort; dann entgegnete er mit tiefem Schmerz:

„Du hast geträumt, mein Kind; ach, die gute Mutter kehrt nie, nie wieder.“

„O, doch,“ erwiderte der ältere Knabe, „jeden Abend, wenn Du arbeitest, tritt sie an unser Bett wie sonst, faltet unsere Hände, lehrt uns beten und küßt uns — aber,“ fügte auch er bebend hinzu, „Elsbeth hat recht, sie ist kalt.“

Der Vater ließ die Hände in den Schoß sinken.